



ES WAR EINMAL ...

16. April 2017

Alfred Keils Kolumne

ES WAR EINMAL EIN URLAUBSBART, dem der Rasierapparat auch nach den Ferien ein Fremdkörper blieb. Er wuchs im Sommer 1966 auf der Atlantik-Insel Ré. Alle jungen Männer der Freien Wandergruppe Biedenkopf und ihre französischen Freunde verzichteten damals im Zeltlager auf die Rasur. Sir William und ich, wir besitzen unsere Bärte heute noch. Allerdings sind sie inzwischen grau.

Wenn wir in dem Land, in dem die Sonne niemals untergeht, unterwegs waren, gab der Men's Club, angeführt von Sir William, Courage Clair und Tarasconi (das bin ich), hin und wieder ein Konzert. Aber dieser Club blieb selten unter sich. Spätestens beim zweiten oder dritten Lied fiel die ganze Meute ein. Und die französischen Zuhörer klatschten dazu.

Dabei entdeckte ich bald, wie ich das Publikum zum Lachen bringen konnte. Ich nahm die Unterlippe zwischen die Zähne, und das Ziegenbärtchen über dem Kinn stellte sich auf und bedeckte die Nase bis zur Stirn. Ich schnitt noch ein paar Grimassen, und die Heiterkeit der alten und jungen Franzosen spornte uns weiter an.

Aber auch der längste Urlaub nimmt einmal ein Ende. Bei der Ankunft auf dem Biedenkopfer Marktplatz gab es ein vielstimmiges Hallo. Denn so viele Bärtige auf einem Haufen hatten die neuen Hinterländer noch nie gesehen.

Außer Sir William und mir legten alle ihre Manneszierde schnell wieder ab. Karl Schmitt, mein Ausbilder beim Hinterländer Anzeiger, nahm mich eines Tages beiseite und sagte: "Herr Kollege, jetzt haben alle Ihren Normannenbart bewundert, jetzt können Sie sich mit gutem Gewissen von ihm trennen. Im nächsten Urlaub lassen Sie ihn dann wieder

sprießen." Der Leiter der Fahrschule Schäfer wurde deutlicher: "Ihr Arbeitgeber hat Sie mit glattem Gesicht eingestellt. Er hat einen Anspruch darauf, dass Sie auch künftig ordentlich rasiert ihrer Arbeit nachgehen."

In der Zentralredaktion zeigte man ebenfalls wenig Humor. Der ältere Kollege, der später einmal Wetzlars Oberbürgermeister werden sollte, bescheinigte: "Sie distanzieren sich mit diesem Gewächs völlig von unserer Gemeinschaft. Ein Schnurrbärtchen, ja, das ließe ich mir noch gefallen..."

Eines Tages lenkte ich ein und tanzte nur noch mit diesem Schnurrbärtchen an. Aber es fiel niemandem auf. Als ich am Wochenende das Elternhaus besuchte, rief meine Schwester Irene: "Nee, nee, nee!"

Diese Reaktion nahm ich mir zu Herzen. Irene gab man nun die Schuld daran, dass mein nachwachsender Vollbart weiterhin die Gegend verschandelte.

Unser Niklas-Babbe, der wie unser Försteropa das quadratische Zweifingerbärtchen, auch Chaplin- oder Führerbart genannt, unter der Nase trug, rettete mich wenigstens innerfamiliär. Er holte ein uraltes Foto aus dem Kleiderschrank, auf dem die Mitglieder seiner geliebten Polyhymnia Aufstellung genommen hatten. "Auf diesem Bild", sagte er, "sind zwei Besoffene. Mal sehen, ob ihr sie findet."

Mein Vater grinste, ich grinste. Wir hatten das Spiel sofort durchschaut. Auf dem Lichtbild trugen nur zwei der Männer keinen Bart. Und das waren ausgerechnet die beiden, die zu tief ins Glas geschaut hatten.

Frieda Batz, eine enge Freundin meiner Mutter, lieferte ein schlagendes Argument: "Aber Ottilie, so ist doch unser Herr Jesus auch rumgelaufen!"

Die endgültige Ehrenrettung besorgte mein Vater: "Lass deinen Bart ruhig dran. Der ist am Kinn so schön stachlig. Daraus kann man Grammophon-Nadeln machen."

Alle lachten und zeigten sich versöhnt. Pfarrer Laub gab meiner Mutter neue Hoffnung: "Sie müssen ein wenig Geduld haben. Eines Tages rasiert er sich wieder."

Ein Vierteljahrhundert später, ich war inzwischen zum Ressortleiter aufgerückt, pflegte ich meinen Bart immer noch. Der Volontär, den man mir anvertraut hatte, richtete eines Abends das Wort an mich: "Ihnen und Ihrer Generation haben wir es zu verdanken, dass wir wirklich in einem freien Land leben. Ohne Sie dürften wir vielleicht heute noch keine Bärte tragen."

Der junge Mann hatte die Launen der Mode nicht bedacht.